Der schweizerische Baustil und das Pariser Studentenheim

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe**

Band (Jahr): **50-51 (1933)**

Heft 19

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-582713

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ing. M. H. Joli in „Architektur und Bautechnik, Wien", rund 7000 Schritte zurück — im Kochraum allein —, beim Heranholen und Rückbringen von Kochgeräten, Materialien, Speisenzutaten etc. 7000 Schritte entsprechen 4300 Meter, oder 87 Minuten Gehzeit, pro Tag im Wirtschaftsraum. Da diese Zeit bei hellem Tag, Sonnentag, vergeudet wird, so bedeutet dies pro Jahr 44 Sonnentage je 12 Tagesstunden gerechnet; in 10 Jahren 440 Sonnentage, während welcher Zeit die Ahnungslose unnütz in Küchendunst spazieren gehen muß, statt diese Zeit im Freien verbringen zu dürfen, weil wir Raumbeflissenen noch immer nicht begriffen haben, daß die „Zeit" eine Raumdimension ist und zwar die lebenswichtigste Dimension unserer „Lebensräume", unserer Wohnungen. Wir müssen dies endlich nutzanwendend begreifen und unsere Räume danach entwerfen und bauen. Wäre, um im Beispiel zu bleiben, unsere Küche bereits letzten Endes vierdimensional begriffen, studiert, bemessen und eingerichtet, so daß die Hausfrau, etwa auf einem Drehstuhl sitzend, alle Kochbewegungen ausführen könnte, ohne Schritte machen zu müssen, so könnte sie, am selben Sitzplatz, während der „Wartezeit" des Kochens auch gleich Wäsche flicken, telephonieren, schreiben, lesen oder rechnen, um so mitläufig, heute ungenützt passiv ablaufende Zeit aktiv auszuwerten. Das heißt, von den acht Stunden täglich nicht bloß 87 Minuten, sondern mehr als 2 bis 2,5 Stunden für ihre Ruhe oder ihren Lebensgenuß „einsparen". Was für die Küche gilt, gilt für alle unsere Wohnräume dynamischer Bestimmung. Selbst für Räume der Ruhe.

Was ist die „neue Sachlichkeit"? Ein hohles aber geschäftstüchtiges, daher die Menge faszinierendes Schlagwort für rein Formales. Aber alle neue Sachlichkeit ist fehl am Orte, in Bezug auf die Raumdimension Zeit. Unsere Wohnungen sind rückständig groß in Anbetracht dessen, daß wir heute selbst alle jene Wohntätigkeiten werken müssen, die vormals dienstbare Geister für uns besorgten; uns gegen Geld Zeit einsparten. Unsere Zeitsparer sind nicht mehr im Raum, aber der Raum ist noch wie früher, daher seine Dimension Zeit viel zu groß. Trotzdem behalten wir diese falsch bemessene Dimension auch bei Neubauten noch immer bei. Die Räume schlottern um uns, wie viel zu große Kleider um einen kleinen Gernegroß, den wir nun mit „neuer Sachlichkeit" tarnen wollen.

Wollen! Aber es gelingt uns nicht. Je größer unser Lebensraum ist, unsere Behausung, je größer ist die ihm kosmisch exakt und unerbittlich zugemessene Dimension Zeit, die wir verwohnen müssen, um unser Leben leben zu können; sei es beim Baden, beim Ankleiden, beim Reinmachen, beim Kochen oder beim Arbeiten. Auch beim Ruhen. Je kleiner mein Lebensraum, je kürzer darin alle Muß-Wege und alle Muß-Bewegungen und ihre Muß-Zeit. Diese eingesparte Muß-Bewegungszeit kommt nun unserer Ruhe- und Erholungszeit zugute, unserer Will-Bewegungszeit, unserer Lust am Leben.

Wir Architekten, wir Raumbändiger, müssen uns dessen heute mehr denn je besinnen, daß unser Schaffen ein bewußt vierdimensionales werden muß. Der Maler schafft in der Fläche, also zweidimensional. Der Bildhauer im Körperlichen, also dreidimensional. Der Architekt hat ein noch komplizierteres Schaffen, er schafft „Raum", also vierdimensional. Die drei Dimensionen Länge, Breite und Tiefe dürfen nicht mehr von rein formästhetischem Wollen willkürlich zusammengelegt werden, zu „Raum", um bloß augengefällig zu sein, Sinne zu bluffen. Er muß vielmehr vorerst ganz exakt nach der vierten Dimension Zeit überdacht werden, jener Zeitdimension, die den jeweiligen Raum-Zweck und seinem individuellen Bewohner als dynamisches Maximalmaß zusteht, um es dem Wohner zu ermöglichen, seine Muß-Zeit möglichst kurz bemessen zu können, dagegen seine Will-Zeit möglichst lange zu erleben.

Der schweizerische Baustil und das Pariser Studentenheim.

In einer Korrespondenz ist neulich die Frage aufgeworfen worden, warum das schweizerische Studentenheim in der Pariser Cité Universitaire nicht in einem schweizerischen Baustil errichtet worden sei.

Leider wurde es in der Einsendung unterlassen, den schweizerischen Baustil näher zu bezeichnen, sei es aus Unkenntnis, sei es — was wahrscheinlicher ist — aus Furcht vor der Arbeit, die eine so schwierige Definition verursachen würde. Selbst wer sich mit Baufragen beschäftigt, käme in reichlich große Verlegenheit, wenn er schweizerisches Bauen — wenigstens in seiner äußern sichtbaren Form — auf einen Generalnenner zu bringen hätte. Wir haben aus der Zeit von 1880—1900 wohl etwas wie einen Bundesstil gekannt, der sich über das ganze Land in Post-, Bahn- und Verwaltungsgebäuden sehr wenig glücklich ausgewirkt hat.

Gewiß haben bestimmte Gegenden ihre klare Eigenart im Wohnungsbau herausgebildet, beispielsweise im Engadiner-Haus, im Appenzeller-Haus, die Westschweiz und Basel in ihren feudalen Herrensitzen oder Bern in seinen landwirtschaftlichen Bauten.

Wer bei allen diesen regionalen Bautypen das Gemeinsam-Schweizerische sucht, der findet es in allererster Linie in der sorgfältigen qualitativ hochstehenden Bauausführung. Die Elemente, die aber die Form oder die Fassaden bilden, sind aus allen möglichen uns umgebenden Ländern und Kulturkreisen zusammengetragen oder zum mindesten beeinflußt worden. Was schweizerisch ist, das ist der Holzbau, wie er sich in den Voralpen und den Gebirgsgegenden entwickelt hat. Er aber hätte sich kaum geeignet, dem Studentenheim das heimatliche Cachet zu geben, umso mehr, als sich unser Land in Paris mit einer Chaletabart auf der großen Ausstellung von 1925 schon mehr als genügend blamiert hat.

Der positive Vorschlag, den der Kritiker für das Studentenheim macht, nämlich das Haus in der Art baslerischer oder bernerischer Patrizier-Sitze zu errichten, erweist sich als von Grund auf verfehlt, wenn man die Anregung zu Ende denkt. Diese Bauten waren rein präsentativer Natur und in einem Zeitalter feudalster Lebensführung entstanden. Ausgerechnet sind sie am allerwenigsten mit unserem Boden verwachsen, denn für sie sind nicht nur die Details vollständig aus französischen Vorlagen verwendet worden, sondern zum großen Teil sind sogar ihre vollständigen Pläne durch berühmte Architekten des XVIIIième Siècle ausgearbeitet worden. Ein heutiger scheinbar noch so guter Aufguß solcher Formen würde vollends in Paris lächerlich wirken, da in der nächsten Umgebung der Stadt die vollendetsten und elegantesten Vorbilder jener Kulturepoche zu finden sind.

Das Patrizier-Haus hatte der ganz auf Repräsentation abgestimmten Lebenshaltung einer aristokratischen Familie zu dienen, die Wohn- und Gesellschaftsräume sind deshalb stark entwickelt, während die Schlafzimmer mehr als notwendiges Übel mit in Kauf genommen worden sind. Ein Studentenheim, das Gemeinschaftsräume umschließen soll, und Schlafräume für 50 Studierende — unter denen hoffentlich Abkömmlinge einfacher Stände keine Rarität sein werden — bedeutet im Gegensatz zu einer ehemaligen feudalen Einzelwohnung eine vollständig andere Bauaufgabe. Sämtliche Schlafräume verlangen beispielsweise gleiche Durchbildung, gleiche Besonnung und Lüftung, da es sehr undemokratisch wäre, dem einen ein besseres Zimmer als dem anderen zu geben. Aus solchen einheitlichen Elementen setzt sich das Studentenheim zusammen, und diese, möglichst nach Süden gerichteten gleichen Räume müssen logischerweise im Äußern zum Ausdruck kommen. Einer so bedingten Fassade die Palästchen-Architektur eines Patrizierhauses aufzuzwingen, würde nicht nur technische Schwierigkeiten in der Fenster-Verteilung mit sich bringen, sondern — und das ist das Wesentliche — es würde eine unglaubliche Verlogenheit bedeuten, eine ebenso krasse, innere Unwahrheit, wie wenn man unsere angehenden Akademiker zwingen wollte, sich ständig in Prunkkleidern des 18. Jahrhunderts zu tummeln.

In der Cité Universitaire hat ausgerechnet die Verwendung sogenannter einheimischer Architektur von vielleicht 30 sich diametral gegenüberstehenden Staaten schweres Unheil hervorgerufen, das in peinlichem Gegensatz zu dem selten großzügigen Grundgedanken der die Cité begründeten Stiftung Deutsch de la Meurthe steht. Neben dem japanischen und indo-chinesischen Haus stehen neugriechische Formen, dänische und provinzial-französische, kurz eine vielleicht ethnographisch kuriose Völkerschau; als Ganzes gesehen ergibt sich aber nichts anderes als ein unsympatisch-krauses Bild eines Raritätenkabinetts. Dem schweizerischen Stiftungskomitee und dem Staat kann es nicht hoch genug angerechnet werden, daß sie in bewußter Abwendung von diesem irrsinnigen System eine frische aus unserer Zeit geborene Lösung haben ausführen lassen, und daß sie die günstige Gelegenheit zu nützen gewußt haben, in unserem Landsmann Corbusier einen der interessantesten und geistreichsten Architekten der Gegenwart für den Bau zu gewinnen. Die Jugend, die heute und in 20 und 30 Jahren in Paris studieren wird, soll ein Gebäude bewohnen, das 1933 erdacht worden ist und das mit dem Gehalt seiner Bauidee in die Zukunft und nicht in die Vergangenheit weist.

Wenn Corbusiers Haus vorgeworfen wird, daß es auf wenigen Pfeilern ruht, so zeigt der Berichterstatter, daß er zum mindesten über die technischen Gegebenheiten des Hauses nicht orientiert ist. Der Untergrund des der Schweiz zugewiesenen Baugeländes ist in früheren Jahrzehnten durch Kalksteinbrüche unterhöhlt und mit vielen Cavernen durchzogen worden. Deshalb ist der Boden wenig tragfähig und hat dazu gezwungen, die Last des Baues auf wenige, tief in den Grund gehende Stützen zu konzentrieren. Daß diese bewußt im Äußeren sichtbar gemacht und nicht mit dicken Mauern bis zur Unkenntlichkeit verkleidet worden sind, ist kein Verbrechen, zum mindesten kein ästhetisches, da wirkliche Schönheit nicht durch den Schein erkauft werden darf. Die außerordentlich knappen, zur Verfügung stehenden Baukredite haben zudem solche Spielereien gar nicht zugelassen, da schon so jeder auch nur einigermaßen unnötige Materialaufwand eingespart werden mußte.

Zwar kenne ich den fertigen Bau nicht aus eigener Anschauung, schreibt str. den „Glarner Nachrichten", aus den publizierten Plänen und einzelnen Photos geht aber hervor, daß der Bau ordentlich viereckig ist, d. h. daß der Ausdruck „dreieckige Kiste" nicht mehr als ein Kinderschreck bedeutet. Der aufmerksame Leser der einzelnen Einweihungsberichte in der Schweizer Presse kommt im Gegensatz zum Einsender in den „Glarner Nachrichten" zu der Auffassung, daß der Bau eine ganze Anzahl schweizerischer Korrespondenten zum mindesten befriedigt hat. — Wenn dem Bau kein schlechteres Schicksal beschieden ist, als den Malern, die seinerzeit die sezessionistischen Ausstellungen in München veranstaltet haben, so können wir zufrieden sein. Die Amiet, Giacometti, Huber und wie sie alle heißen, sind heute nicht nur in unserem schweizerischen Kunstleben wohl bekannte, sondern international geachtete Namen geworden. Sie beweisen, daß sie mit ihren damals die Kritik herausfordernden Werken der im großen und ganzen nicht allzu kunstfreundlichen schweizerischen Masse in der Entwicklung vorausgeeilt sind.

So wird auch unsere, in Paris studierende akademische Jugend sehr bald dafür danken, daß sie in einem gesunden, großzügigen Bau leben kann, statt in einem verknorzten, dafür aber als echt schweizerisch abgestempelten Mansardenhaus, das ein bischen Tessin, ein bischen Graubünden, gut-bernische Bodenständigkeit und ein wenig genferische Vornehmheit zur Schau trägt.

Volkswirtschaft.

Für die einheimische Wirtschaft. (Mitget.) Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der Mißerfolg der Weltwirtschaftskonferenz überall eine mächtige nationale Strömung im Wirtschaftsleben hervorrufen wird. In diesem Sinne veröffentlicht das "Kuratorium für deutschen Volkswirtschaftsdienst" einen Appell unter dem Titel „Deutsche Waren an erster Stelle". Es weist darin hin auf „die ungeheure Bedeutung, die jedem einzelnen, selbst dem ärmsten Verbraucher, im Rahmen des Volksganzen und im Hinblick auf die Arbeitsbeschaffung zukommt. Jeder Pfennig, der für deutsche gleichwertige Erzeugnisse anstelle ausländischer angewendet wird, gibt deutschen Arbeitern Arbeit und Brot".

Die erste Voraussetzung des Kampfes um die Arbeitsbeschaffung und speziell die Heranziehung der Verbraucher wird stets die Schaffung eines allgemeinen und einheitlichen Ursprungszeichens sein.

Diese Aufgabe hat für Deutschland das „Kuratorium für deutschen Volkswirtschaftsdienst" übernommen. Als Ursprungszeichen, entsprechend der „Tellenarmbrust", wurde der „Wirtschaftsadler" gewählt. Jeder Erzeuger deutscher Waren, die einer gewissen Qualität entsprechen, hat das Recht, die Bewilligung zur Führung dieses Zeichens nachzusuchen. Den Kaufleuten wird die Pflicht überbunden, die Verbraucherschaft durch Auslagen, Reklame, Vorzugsangebote etc. ständig auf dieses Zeichen hinzuweisen. Die Verbraucher werden aufgefordert, durch Kauf gekennzeichneter deutscher Waren ihre Funktion als Arbeitgeber des deutschen Volkes zu erfüllen.

Der Gedanke, den die Zentralstelle für das Schweiz. Ursprungszeichen als Ergänzung und Krö-